

Bischof Manfred Scheuer

Ihr aber seid lebendige Steine (vgl. 1 Petr 2,5)

Gedankensplitter, Österreich anno 2015

1. Häuser und Ruinen

Oder: Aufbrechen und aufbauen

Beim Gebet in San Damiano, etwa im Jahr 1205, fühlte sich Franz von Assisi von der dortigen Kreuzikone her persönlich angesprochen. Die Legende berichtet, Christi Stimme hat zu ihm gesagt: „*Franziskus, geh und baue mein Haus wieder auf, das, wie du siehst, ganz und gar in Verfall gerät.*“ Auf diese Vision hin erbettelte er Baumaterial und begann nach Aussage seiner Biographen, die kleine romanische Kirche eigenhändig wiederherzustellen. Im Jahre 1209 besuchte Franz von Assisi mit seinen Brüdern Papst Innozenz III. im Lateran, um die Erlaubnis zu erhalten, ein Leben in vollkommener Armut zu führen. Im Traum hatte der Papst in der Nacht zuvor gesehen, wie ein Mönch die berstenden Mauern der Lateranbasilika stützte. – Es war nicht bloß der äußere Kirchenbau, den Franz von Assisi renovieren wollte, sondern vielmehr die Kirche im Herzen von Menschen.

„In einer in Scherben zersprungenen Christenheit machten sie (die Mystiker) die Erfahrung einer grundlegenden Abfalls. Sie leben die Dekomposition eines Kosmos und sind darin exiliert. Sie sind aus ihrem Land verjagt von der Geschichte, welche sie erniedrigt. ... Die Mystiker lehnen die Ruinen, die sie umgeben, nicht ab. Sie harren dort aus. ... Nicht etwa, weil sie mit dem Niedergang sympathisierten. Sondern weil diese heruntergekommenen Orte die tatsächliche Lage des Christentums ihrer Zeit repräsentieren. Eine durch Umstände bedingte, aber gewollte Solidarität mit dieser kollektiven Misere zeigt den Ort einer Verwundung an.“

(1)

Während Romano Guardini 1922 schreiben konnte: „Ein religiöser Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt. Die Kirche erwacht in den Seelen“, muss man später leider feststellen, dass die Kirche in den Seelen vieler Gläubiger stirbt. – Und heute? Papst Franziskus spricht in *Evangelii gaudium* vom „geistlichen Wohlgefallen, Volk zu sein“ (Nr. 269). Der Zusammenhang ist der erste Brief des Petrus, Kapitel 2: „Einst wart ihr nicht sein Volk, jetzt aber seid ihr Gottes Volk.“ (1 Petr 2,10) Wer aus tiefster Seele Verkünder des Evangeliums sein will, muss nahe am Leben der Menschen sein, „bis zu dem Punkt, dass man entdeckt, dass dies eine Quelle höherer Freude ist. Die Mission ist eine Leidenschaft für Jesus, zugleich aber eine Leidenschaft für sein Volk. ... Er nimmt uns aus der Mitte seines Volkes und sendet uns zum Volk, sodass unsere Identität nicht ohne diese Zugehörigkeit verstanden werden kann“ (Nr. 268). Jesus selbst ist das Vorbild zur Verkündigung des Evangeliums: „Von seinem Vorbild fasziniert, möchten wir uns vollständig in die Gesellschaft eingliedern, teilen wir das Leben mit allen, hören ihre Sorgen, arbeiten materiell und spirituell mit ihnen in ihren Bedürfnissen,

freuen uns mit denen, die fröhlich sind, weinen mit denen, die weinen, und setzen uns Seite an Seite mit den anderen für den Aufbau einer neuen Welt ein. Aber wir tun dies nicht aus Pflicht, nicht wie eine Last, die uns aufreibt, sondern in einer persönlichen Entscheidung, die uns mit Freude erfüllt und eine Identität gibt“ (Nr. 269).

2. Paroikia: Fremde und Gäste in der Welt Oder: Mitgestalter der Heilsgeschichte

Wie haben sich Urchristen in der Heilsgeschichte eingepflanzt? Es gibt – biblisch gesehen – eine produktive Heimatlosigkeit. „Paroikia“, das griechische Wort, von dem sich unsere Pfarre ableitet, bedeutet ursprünglich: Wir sind Fremde in dieser Welt, wir haben Heimat nicht in dieser Welt. „Liebe Brüder, da ihr Fremde und Gäste seid in dieser Welt“, heißt es in 1 Petr 2,11. Im Brief an Diognet der frühen Christenheit wird das Thema der Unterscheidung zwischen Christen und ihrer Umwelt angesprochen:

„Denn die Christen unterscheiden sich nicht durch Land, Sprache oder Sitten von den übrigen Menschen. ... Sie bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Beisassen. Sie nehmen an allem teil wie Bürger, und alles ertragen sie wie Fremde. Jede Fremde ist ihr Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde. Sie heiraten wie alle, zeugen und gebären Kinder; aber sie setzen die Neugeborenen nicht aus. Ihren Tisch bieten sie als gemeinsam an, aber nicht ihr Bett. Im Fleisch befinden sie sich, aber sie leben nicht nach dem Fleisch. Auf Erden weilen sie, aber im Himmel sind sie Bürger. Sie gehorchen den erlassenen Gesetzen, und mit der ihnen eigenen Lebensweise überbieten sie die Gesetze. Sie lieben alle – und werden doch von allen verfolgt. Man weiß nichts von ihnen – und verurteilt sie doch. Sie werden getötet – und dennoch lebendig gemacht. Sie sind arm – und machen doch viele reich. An allem leiden sie Mangel – und haben dennoch alles im Überfluss. Sie werden beschimpft – und in den Beschimpfungen doch gepriesen. Sie werden verleumdet – und dennoch ins Recht gesetzt. Sie werden geschmäht – und sie segnen. Sie werden beleidigt – und sie zeigen Ehrerbietung. Obwohl sie Gutes tun, werden sie wie Übeltäter bestraft; wenn sie bestraft werden, freuen sie sich, als würden sie mit Leben begabt.

Um es kurz zu sagen: Genau das, was im Leib die Seele ist, das sind in der Welt die Christen. Durch alle Glieder des Leibes hin ist die Seele verteilt, und die Christen sind es über die Städte der Welt. Die Seele wohnt zwar im Leib, sie ist aber nicht vom Leib. Auch die Christen wohnen in der Welt, sie sind aber nicht von der Welt.“ (2)

3. Christen in der Diaspora Oder: Entschiedene und beharrliche Präsenz

Vor 60 Jahren (1954) hat Karl Rahner über die Position der Christen in der modernen Welt theologisch nachgedacht. Die Grundaussage: Das Christentum befindet sich in der Diaspora. „Das Christentum ist überall in der Welt und überall auf der Welt in der Diaspora: es ist als

wirkliches überall zahlenmäßig eine Minderheit, es hat nirgends eine faktische Führerrolle, die ihm erlaubt, machtvoll und deutlich der Zeit den Stempel christlicher Ideale aufzuprägen.“ Damit sieht Karl Rahner „die mittelalterlich-neuzeitliche, also die bäuerliche und individualistisch kleinbürgerliche Christenheit ... im immer schnellerem Tempo verschwinden.“ (3) Kirche wird nicht von Bildung, Kultur, Staat, Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst getragen. Von außen ist der Glaube bedroht. Das Christentum kann sich nicht oder nur in geringem Maße auf das Institutionelle in Sitte, Brauch, bürgerlichem Gesetz, Tradition, öffentlicher Meinung, Nachahmungstrieb usw. stützen. Jeder muss es für sich neu erobern; es wird nicht mehr einfach „von den Vätern ererbt“. Jeder muss neu erobert werden in einer Werbung, die an die persönliche Entscheidung, an das eigenständig Individuelle im Menschen, nicht an das appelliert, in dem der Mensch ein homogenes Stück der Masse und ein Produkt seiner Situation, der „öffentlichen Meinung“ und des Herkommens ist. Das Christentum wird aus einem Nachwuchschristentum ein Wahlchristentum. ... „Vieles Institutionelle im gesellschaftlichen, bürgerlichen, staatlichen, kulturellen Leben wird so sein, dass es einen eigentlich negativen Einfluss auf das sittliche Leben des Christen hat und dessen Leben fast unvermeidlich in Konflikte mit seiner christlichen Moral bringt.“ Und nach Rahner wird die Kirche in der Diaspora, wenn sie lebendig bleiben soll, eine Kirche aktiver Glieder, eine Kirche der Laien sein. (4) Und der Klerus wird nicht einfach mehr zu den höheren, privilegierten Ständen der Gesellschaft gehören. Die Kirche ist nicht mehr die Organisation, deren Macht politisch, und zwar direkt, von größerer Bedeutung sein könnte. (5)

4. Ökologie des Menschen

Oder: Verantwortung für das Zusammenleben

Das griechische Wort „oikos“ bedeutet Haus(haltung). Ökologie ist somit die Wissenschaft von den Wechselbeziehungen zwischen den Lebewesen und ihrer Umwelt; die Lehre vom Haushalt der Natur. *„Die Kirche hat eine Verantwortung für die Schöpfung und muss diese Verantwortung auch öffentlich geltend machen. Und wenn sie das tut, muss sie nicht nur die Erde, das Wasser und die Luft als Gaben der Schöpfung verteidigen, die allen gehören. Sie muss vor allem den Menschen gegen seine Selbstzerstörung schützen. Es muss so etwas wie eine richtig verstandene Ökologie des Menschen geben. Die Beschädigung der Natur hängt nämlich eng mit der Kultur zusammen, die das menschliche Zusammenleben gestaltet. Wenn in der Gesellschaft die `Humanökologie` respektiert wird, profitiert davon auch die Umweltökologie.“* (6)

Von einer recht verstandenen Ökologie des Menschen spricht auch Papst Franziskus. Die Familie mache, so Papst Franziskus, eine tiefe kulturelle Krise durch wie alle Gemeinschaften und sozialen Bindungen. Der postmoderne Individualismus begünstigte einen Lebensstil, der die Entwicklung und die Stabilität der Bindungen zwischen den Menschen schwächt und die Natur der Familienbande zerstört. „Auch wenn die Menschheit heute die Notwendigkeit

eingesehen hatte, auf die Bedrohung für unsere natürliche Umwelt zu reagieren, sind wir langsam dabei, zu begreifen, dass auch unsere soziale Umwelt in Gefahr ist. Deswegen müssen wir eine neue 'Ökologie des Menschen' fördern und voranbringen." (7)

Das Gemeinwohl bzw. eine neue „Ökologie des Menschen“ benötigt dafür orientierungsstiftende Prinzipien. Die Sphäre des Politischen ist ethisch nicht neutral – und es ist gefährlich, im Namen von politischem Realismus Gesetz und Moral aus der politischen Arena zu verbannen (CA 25) (8). Wenn es keine ultimative Wahrheit gibt, die politische Aktivitäten anleitet, können Ideen und Überzeugungen leicht aus Machtgründen manipuliert werden (CA 46). Eine Demokratie ohne Werte führt zu Totalitarismus; oft anzutreffen ist die Idee, dass Agnostizismus und Relativismus jene philosophischen Positionen sind, die am besten mit Demokratie vereinbar wären (CA 48). Orientierungsstiftende Prinzipien des Staates sind Gerechtigkeit (PT 69) (9), Gemeinwohl als „raison d'être“ des Staates (RN 35) (10), (PT 54, PT 84) sowie als Auftrag an die politische Gemeinschaft, die in besonderer Weise Verantwortung für das Gemeinwohl übernehmen muss (CV 36) (11), die Ausrichtung an die Menschenwürde (vgl. KSL 107) (12), Option für die Armen, d.h.: Entscheidungen im Bereich des Politischen müssen von den Realitäten der Armen geprägt sein (SRS 42). (13)

5. Evangelisierung der Kultur

Oder: Für eine Zivilisation der Liebe

Die Pastoralkonstitution des II. Vatikanischen Konzils schaut das Evangelium und die menschliche Kultur zusammen. (GS 58) Kultur als Lebensform ist dabei die Gesamtgestalt des öffentlichen Lebens, sie ist Ordnung des Miteinanders und der Praxis, Ausdruck und Deutung des Lebens, sie ist Sinngestalt. Paul VI. hat in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii nuntiandi“ von der Notwendigkeit gesprochen, die Kulturen zu evangelisieren. „Der Kirche liegt ja nicht nur daran, das Evangelium in immer weiteren Landstrichen oder stets größeren Mengen von Menschen zu verkünden, sondern auch daran, durch die Macht des Evangeliums selbst Urteilkriterien, Werte, die eine größere Bedeutung haben, Denkgewohnheiten, Antriebskräfte und Lebensmodelle, die mit dem Wort und Heilsplan Gottes im Widerspruch stehen, zu erreichen und gleichsam umzustürzen. ... Es ist nötig, die Kulturen und auch die Kultur des Menschen – nicht nur äußerlich, so als ob irgendein Schmuckwerk oder ein äußerer Anstrich hinzugefügt würde, sondern innerlich, aus dem Zentrum des Lebens und bis zu den Wurzeln des Lebens – zu evangelisieren bzw. mit dem Evangelium zu erfüllen.“ (14)

Dabei geht es zum einem um Selbstevangelisierung, um Umkehr und Heiligung, die alle Dimensionen des Lebens einschließen, die leiblichen, die biographischen, die kommunikativen und die spirituellen Dimensionen. Die andere Richtung ist die Heiligung der Welt, der Kultur, der Wissenschaft, der Politik, der Wirtschaft. (15) Diese Einpflanzung des Evangeliums in die Kultur ist verbunden mit der Gabe der Unterscheidung der Geister. Es gibt eine berechnete Autonomie der irdischen Wirklichkeiten (GS 36) und der Geist Gottes ist ein Geist der Freiheit

(2 Kor 3,17). Ziel der Evangelisierung der Gesellschaft ist eine Kultur des Lebens, eine Zivilisation der Liebe. Der christliche Glaube und das darin wurzelnde christliche Ethos sollen in vielfältiger und gestufter Weise in unserer Kultur präsent bleiben. Die Stimme des christlichen Glaubens um des Wohles und der Würde der konkreten Menschen willen, gerade der Schwächsten und der Opfer bestimmter gesellschaftlicher Entwicklungen, soll in ihrer humanisierenden, d.h. vermenschlichenden Kraft so wirksam wie möglich wahrgenommen werden. Die humanisierende Bedeutung einer solchen wechselseitigen Achtung zwischen Kirche und Kultur erleben wir im Augenblick sehr deutlich in vielen zentralen Fragen der Ethik, sei es in der Friedensfrage, in den Fragen rund um die Finanzkrise und der wirtschaftlichen Globalisierung sowie der Lebensethik vom Lebensanfang bis zum Lebensende und in der Frage der medizinischen Nutzung der Gentechnologie.

6. Architektur der Gesellschaft

Oder: Der Blick auf größere Zusammenhänge

Václav Havel hat sehr persönlich die Bedeutung der transzendenten Verankerung des Menschen betont. Ohne diese Transzendenz hätte er die extremen Belastungen seines Lebens nicht durchzuhalten vermocht. Die transzendente Beziehung ermögliche aber auch die nötige Gelassenheit und schütze vor Fanatismus. Für die humane Zukunft unserer Länder, für eine humane Zukunft Europas ist es wichtig, dass die Gesellschaft offen für die Transzendenz bleibt und damit auch der Wirklichkeit Gottes Raum gibt. Der frühere tschechische Präsident (und Agnostiker) Václav Havel betont eindringlich diese Bedeutung der Transzendenz für das politische Zusammenleben. Das Haus Europa kann er sich nur vorstellen, wenn dessen Architektur offen bleibt für die Transzendenz. (16)

Ethik in der Politik darf den fundamentalen Fragen, die eine Gesellschaft als ganze betreffen, nicht ausweichen. Sie ist eine Kultur der Reflexion und der Reflexivität verpflichtet, die auch die Grundfragen nach Fundament und Ziel einer Gesellschaft stellt. Diese Fragen tangieren jene Aspekte, die das Gemeinwesen überhaupt als solches thematisieren. Politik steht damit nicht nur in besonderer Beziehung zur Wahrheit, sondern auch in besonderer Beziehung zu Sinn und Sinnfragen.

Die Aufgabe einer theologischen Ethik ist es, „ein Bewusstsein von dem, was fehlt“ zu schaffen und „die Sehnsucht nach dem ganz Anderen“ zu erhalten, „Gleichwohl verfehlt die praktische Vernunft ihre eigene Bestimmung, wenn sie nicht mehr die Kraft hat, in profanen Gemütern ein Bewusstsein für die weltweit verletzte Solidarität, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wach zu halten.“ (17) Damit ist eine Tiefendimension der menschlichen Koexistenzgestaltung angesprochen, die Frage nach Fundament und „Telos“ des Gemeinwesens: „Woraufhin“ und „warum“ soll Zusammenleben politisch gestaltet werden?

Welches Menschenbild („Seele“!) impliziert eine ethische Position, welches Verständnis von Gesellschaft (gemeinwohlorientiert!) und welches Verständnis des menschlichen Lebens (auf ein Ziel hin)? Eine theologische Ethik wird die Frage nach dem Ersten (Woher), dem Letzten (Wohin) und dem Schwächsten („Wer verliert?“) stellen und ethische Fragen mit dem „finis ultimus“ in Zusammenhang bringen. Indem theologische Ethik diese Klarheit und Ehrlichkeit im Umgang mit den letzten Fragen einklagt („Telos“ der Politik), leistet sie einen Beitrag zu wahrhafter Politik. Eine theologische Ethik wird Wahrhaftigkeit in den unangenehmen ersten und letzten Fragen einklagen, vor allem in Bezug auf die Fragen „Wohin“, „Warum“, „Wer verliert?“

7. Pilger und Kundschafter

Oder: Die Dynamik des Unterwegs-Seins

„Das Religiöse in den modernen Gesellschaften ist in Bewegung. Es ist diese Bewegung, die es zu erkennen gilt“, konstatiert die französische Religionssoziologin Daniele Hervieu-Leger in ihrer viel beachteten Studie „Pilger und Konvertiten“. (18) Glaube und Kirche werden heute „viatorisch“ gefunden. Das Pilgern ist nicht zufällig ein Massenphänomen unserer Tage.

Der Innsbrucker Diözesanpatron Petrus Canisius war ein Pilger und Kundschafter. Priester und Ehrenamtliche in der Kirche sind Pilger und Kundschafter zwischen den Lebenswelten, zwischen Jungen und Alten, zwischen Kulturen, die sich in unserem Land oft auf kleinstem Raum zusammenfinden. Rainer Maria Rilke schreibt über die Pilgerschaft:

„Falle nicht, Gott, aus deinem Gleichgewicht – Auch der dich liebt und der dein Angesicht erkennt im Dunkel, wenn er wie ein Licht in deinem Atem schwankt, – besitzt dich nicht. Und wenn dich einer in der Nacht erfasst, so dass du kommen musst in sein Gebet: Du bist Gast, der wieder weiter geht. Wer kann dich halten, Gott? Denn du bist dein, von keines Eigentümers Hand gestört, so wie der noch nicht ausgereifte Wein, der immer süßer wird, sich selbst gehört.“ (19)

Die Kirchengestalt der vergangenen Jahrhunderte ist in Auflösung begriffen. Strukturen, Sicherheiten und Institutionen sind fragwürdig geworden. Das hat massive Auswirkungen für das Selbstverständnis des priesterlichen Dienstes und für die Plausibilität, die ein Seelsorger für sein Tun erwarten kann. Man kann darauf depressiv mit einer Fixierung auf eine heile Vergangenheit reagieren. Ist es aber auch möglich, diese gegenwärtige Situation anders zu deuten und zu leben?

Die Krise bietet die Chance zum Exodus, zum Aufbruch. Sie könnte auch vom *mysterium paschale*, vom Geheimnis des Todes und der Auferstehung Jesu beleuchtet werden. Unter dem Zeichen einer positiven Dynamik des Je-Mehr: Das kann für die gegenwärtige Pastoral bedeuten, dass wir von einer reagierenden, defensiven, stagnierenden Haltung zu einer proaktiven Dynamik kommen. Es stellt sich die Frage, ob wir Probleme haben, um unsere

Krisen kreisen, auf das Negative fixiert sind – oder ob wir eine Botschaft haben! Ignatius von Loyola hat inmitten seiner Zeit die Frische des Evangeliums gelebt und bezeugt, in der nicht wenige die konkrete Kirche als Ruine sahen, als Verlierergesellschaft. Gerade da wollte er präsent sein.

Aufzubrechen ist immer mit einem Risiko und mit einem Wagnis verbunden. Aufbrüche erfordern Mut und Offenheit; sie können auch in dunkle Zeiten der Enttäuschung oder in lange Wüstenwanderungen hinein führen. Zu ihnen gehören Ängste und Freuden, Verunsicherung, Tränen, Sehnsucht und neue Hoffnung. Jedem Anfang wohnt ein Zauber, aber auch eine Schwere inne. Aufbrechen – da geht es um das Aufbrechen von Versteinerungen, von Verhärtungen und Rechthabereien.

8. Eine große Sympathie

Oder: Gott begegnet auf der Straße

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist. Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden.“ (Gaudium et spes 1)

Das Zweite Vatikanische Konzil sieht die Gemeinschaft der Kirche mit der Menschheit und ihrer Geschichte eng verbunden. (20) Christen dürfen so gesehen keine Wirklichkeitsflüchtlinge sein. Mit dem Glauben ist keine Weltfremdheit verbunden, denn Jesus hat sich nicht herausgehalten aus der Zeit, sich nicht entzogen den Ängsten und Abgründen, sich nicht zynisch gezeigt gegenüber den Bedürfnissen der Menschen. Entgegen gnostischer Verachtung der Zeit und des Lebens liegt die Dynamik Jesu in der Inkarnation, in der Realisation der Liebe und des Heils in geschichtlicher Stunde. Inkarnation, d.h. Menschwerdung Gottes, ist geprägt durch Präsenz und Solidarität. Die Kirche geht den „Weg mit der ganzen Menschheit gemeinsam und erfährt das gleiche irdische Geschick mit der Welt und ist gewissermaßen Sauerteig und Seele der in Christus zu erneuernden und in die Familie Gottes umzugestaltenden menschlichen Gesellschaft.“ (Gaudium et spes 40)

Für Papst Paul VI. kommt uns Gott in der heutigen Wirklichkeit entgegen. „Die Religion des Gottes, der Mensch wurde, ist die Religion (denn sie ist es) des Menschen begegnet, der sich zum Gott macht. Was ist geschehen? Ein Zusammenstoß, ein Kampf, ein Anathem? Es hätte sein können, aber es ist nicht geschehen. Die alte *Geschichte vom Samariter* wurde zum Beispiel für die Geisteshaltung des Konzils. Eine *ganz große Sympathie* hat es ganz und gar durchdrungen.“ (21)

Gott erscheint an den Wegkreuzungen, an den Orten, die uns nicht vertraut sind, an denen wir uns nicht auf Sicherheiten stützen können. Was ist zu tun angesichts dieser Situation? So fragt Papst Franziskus. Es braucht eine Kirche, die keine Angst hat, in die Nacht dieser Menschen hinein zu gehen. Es braucht eine Kirche, die fähig ist, ihnen auf ihren Wegen zu begegnen. Es braucht eine Kirche, die sich in ihr Gespräch einzuschalten vermag. Es braucht eine Kirche, die es versteht, mit jenen Jungen ins Gespräch zu kommen, die wie die Emmausjünger aus Jerusalem fortlaufen und ziellos allein mit ihrer Ernüchterung umherziehen, mit der Enttäuschung über ein Christentum, das mittlerweile als steriler, unfruchtbarer Boden angesehen wird, der unfähig ist, Sinn zu zeigen.

9. Fenster der Verwundbarkeit Oder: Liebe riskiert

Eine Apathie und Gefühllosigkeit in der Wahrnehmung gegenüber Leid und Opfer ist auf Empfänglichkeit und Verwundbarkeit hin zu öffnen. Gegenüber Konzepten, die Glück als Leidlosigkeit denken, mag wahre Liebe den anderen gut „leiden“.

Maurice Blondel (1861 – 1949) sieht im Leid sogar das „Siegel eines anderen in uns ... Wer an einer Sache nicht gelitten hat, kennt und liebt sie nicht... Der Sinn des Schmerzes liegt darin, uns das zu entschleiern, was dem Erkennen und dem egoistischen Wollen sich entzieht, und Weg zur echten Liebe zu sein. ... Lieben heißt, das Leiden lieben, weil wir so Freude und Tun eines anderen in uns lieben: diesen in sich liebenswerten und teuren Schmerz, den alle bejahen, die ihn erfahren und ihn gegen alle Lieblichkeit der Welt nicht tauschen möchten.“
(22)

Damit verbunden ist Verwundbarkeit. Das „Fenster der Verwundbarkeit“ war zunächst ein militärstrategischer Ausdruck. „Eine Lücke im Verteidigungssystem, eine mögliche Einbruchsstelle des Gegners wird so genannt. ... Jedes Fenster macht ja verwundbar und weist auf Beziehung, Verständigung, Mitteilung. ... Das Fenster der Verwundbarkeit ist ein Fenster zum Himmel. ... Gott macht sich in Christus verwundbar, Gott definiert sich in Christus als gewaltfrei. ... Und wenn wir das Gleichnis vom Weltgericht, in dem jedes hungernde Kind Christus ist (Mt 25), richtig verstehen, so können wir sagen: Christus ist die Wunde Gottes in der Welt.“ (23) Es gibt heute unzählige Wunde Stellen, eine Welt, die blutet, in der gestritten, gelitten und gestorben wird, weltweit, – wenn tausende Flüchtlinge aus Afrika nach lebensgefährlichen Überfahrten in Italien stranden; in Libyen, wenn Menschen, Frauen und Kinder gehandelt werden; hier bei uns, wenn Menschen an unheilbarer Krankheit, Überforderung und Vereinsamung leiden, in Depression und Sucht, Burnout und massiven Mangel an Zeit, in Unversöhnlichkeit, Streit und Neid. Hinschauen statt Wegschauen lautet die Devise: „Die Mystik der Bibel – in monotheistischen Traditionen – ist in ihrem Kern eine politische Mystik, näher hin einer Mystik der politischen, der sozialen Compassion. Ihr

kategorischer Imperativ lautet: Aufwachen, die Augen öffnen! Jesus lehrt nicht eine Mystik der geschlossenen Augen, sondern eine Mystik der offenen Augen und damit der unbedingten Wahrnehmungspflicht für fremdes Leid.“ (24)

10. Was ist Kirche?

Oder: *Communio* mit Gott und den Menschen

Die wohl wichtigste Selbstaussage der Kirche über ihr eigenes Wesen findet sich im Zweiten Vatikanischen Konzil: „Die Kirche ist in Christus gleichsam das Sakrament, d.h. Zeichen und Werkzeug für die innigste Verbindung mit Gott, wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Lumen gentium 1). Und in der Pastoralkonstitution heißt es: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (Gaudium et spes 1). Das Zweite Vatikanische Konzil sieht die Gemeinschaft der Kirche mit der Menschheit und ihrer Geschichte eng verbunden. Es gehört für das Konzil zum Grundauftrag der Kirche, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten, um so in einer jeweils der heutigen Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort zu geben (vgl. GS 4).

Eine der Leitideen des Konzils für Kirche lautet: *communio*. Wenn das Konzil von *communio* spricht, meint es primär nicht Organisationsfragen der Kirche. *Communio* bezeichnet nicht die Struktur der Kirche, sondern ihr Wesen, ihr Mysterium. Das Mysterium der Kirche besteht nach dem Konzil darin, dass wir im Geist durch Christus Zugang haben zum Vater, um so der göttlichen Natur teilhaftig zu werden. Die *communio* der Kirche ist vorgebildet und getragen von der trinitarischen *communio*, sie ist Teilhabe an der trinitarischen *communio* selbst (LG 4, UR 2). Die Kirche ist gleichsam die Ikone der trinitarischen Gemeinschaft von Vater, Sohn und Heiligem Geist. Damit sagt das Konzil: Nicht die Kirche ist die Antwort auf die menschliche Sehnsucht nach Gemeinschaft. Allein in Gottes Selbstmitteilung, in der Gemeinschaft und Freundschaft mit Gott kann menschliches Verlangen nach Gemeinschaft seine Erfüllung finden. Gott allein ist die letzte Antwort auf die Frage, die sich der Mensch selbst ist (GS 21). Die Kirche ist darum der Gottesfrage zu- und untergeordnet. *Koinonia* / *communio* bedeutet in den Texten des Konzils ursprünglich nicht Gemeinschaft, sondern *participatio* / Teilhabe, Teilhabe an den von Gott geschenkten Gütern des Heils: Teilhabe am Heiligen Geist, am neuen Leben, an der Liebe, am Evangelium, vor allem aber an der Eucharistie. Deshalb ist die Eucharistie der Höhepunkt der kirchlichen *communio* (LG 11; AG 9). Darüber hinaus spricht das Konzil von Wort und Sakrament (AG 9; AA 6; PO 4; UR 2) bzw. von den zwei Tischen, dem Tisch der Eucharistie und dem Tisch des Wortes Gottes (SC 51; DV 21). Damit hat das Konzil die Kirche als „Schöpfung des Wortes“ (*creatura verbi*) bestimmt (LG 2; 9; DV 21-16). Als eucharistische *communio* ist die Kirche nicht nur Abbild der trinitarischen *communio*, sondern

auch deren Vergegenwärtigung. Sie ist nicht nur (äußerliches oder instrumentelles) Heilszeichen und Heilmittel, sondern auch Heilsfrucht.

11. Spiritualität der Gemeinschaft

Oder: Zusammenstehen trotz allem und mit allen

Eine „Mindest-Utopie“ müsse man verwirklichen, schreibt Hilde Domin: *„Nicht müde werden sondern dem Wunder leise wie ein Vogel die Hand hinhalten. – Das ‘Wunder’, ... besteht für mich darin, nicht im Stich zu lassen. Sich nicht und andere nicht. Und nicht im Stich gelassen zu werden. Das ist die Mindest-Utopie, ohne die es sich nicht lohnt, Mensch zu sein.“* (25)

Das Evangelium ist das Buch des Lebens. Das gilt nicht nur für das Leben einzelner, sondern auch für das Leben der Kirche und für alle Gemeinschaften in ihr. Das Volk Israel bezieht seine Identität aus dem Exodus. Für den christlichen Glauben ist die Erinnerung an Jesu Leben, Tod und Auferstehung in der Eucharistie konstitutiv. Wir dürfen die Erfahrungen der Kirche vom Evangelium her deuten. Nicht selten sind es die Summarien der Apostelgeschichte, die als Ideal kirchlicher Gemeinschaft vor Augen geführt werden: „Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben allen davon, jedem so viel, wie er nötig hatte. Tag für Tag verharrten sie einmütig im Tempel, brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Einfalt des Herzens“ (Apg 2, 44-46). „Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam. Mit großer Kraft legten die Apostel Zeugnis ab von der Auferstehung“ (Apg 4, 32f.).(26)

Beim Hören dieser idealen Zustände kommen dann rasch Frust über die gegenwärtigen Zustände, Enttäuschung über die real existierende Kirche, Aggression gegenüber den verantwortlichen Personen und Institutionen. Wenn wir die Apostelgeschichte insgesamt lesen und von ihr her unsere kirchlichen Erfahrungen deuten, kommen jedoch viele anderen Parallelen: „Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung, so dass sie (Paulus und Barnabas) sich voneinander trennten“ (Apg 15,39). Wenn wir die Zeugnisse der ersten Gemeinden genauer anschauen, gibt es Machtfragen, Drangsale, Konflikte, Auseinandersetzungen, Eifersucht, Neid, Zu-kurz-Kommen, Kleiderfragen, Ritusstreitigkeiten, Genderthemen, Probleme mit der Gemeindeordnung, mit der Prophetie, Auseinandersetzungen um Ehe und Ehebruch, Individualisierungstendenzen, Geld und Solidarität, Glaubensfragen usw. Es gibt Tratsch auf dem Areopag (Apg 17,21), dann wird Mut zugesprochen (Apg 16,40), und es gibt das Stärken der Brüder (Apg 18,23). Beim Abschied fielen alle Paulus um den Hals, brachen in Weinen aus und küssten ihn (Apg 20, 36-38).

Die konkrete Kirche ist wie die Urgemeinde. Die ersten Gemeinden des Paulus sind keine Gemeinschaften von ausschließlich Gesunden und Reifen, sondern höchste gemischte

Gesellschaften. Auch die real existierenden Gemeinschaften sind kein idealistisches Paradies. Die ideale Kommunikation gehört dem Gespensterreich an. In der konkreten Wirklichkeit gibt es gestörte, zerstörende und zerstörte Beziehungen, Behinderungen, Belastungen, Kränkungen, Machtverhältnisse im Miteinander. Da ist die Sehnsucht nach Beheimatung und die Beziehungslosigkeit in der Realität. Oder noch schlimmer: Die anderen sind die Hölle. Die neurotischen Verzerrungen und Behinderungen sind bei Paulus Material der *communio*. Er rühmt sich seiner Schwächen (2 Kor 12,9; 1 Kor 1,18-31). Es ist gerade eine Herausforderung, mit den Licht- und Schattenseiten, mit den Rosen und Neurosen beziehungsreich umzugehen.

Johannes Paul II. skizziert in seinem Apostolischen Schreiben „*Novo millennio ineunte*“ vom 6. 01. 2001 eine Spiritualität der Gemeinschaft:

„Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft machen, darin liegt die große Herausforderung. ... Vor der Planung konkreter Initiativen gilt es, eine *Spiritualität der Gemeinschaft* zu fördern. ... Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet vor allem, den Blick des Herzens auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit zu lenken, das in uns wohnt und dessen Licht auch auf dem Angesicht der Brüder und Schwestern neben uns wahrgenommen werden muss. Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet zudem die Fähigkeit, den Bruder und die Schwester im Glauben in der tiefen Einheit des mystischen Leibes zu erkennen, d.h. es geht um einen, der zu mir gehört, damit ich seine Freuden und seine Leiden teilen, seine Wünsche erahnen und mich seiner Bedürfnisse annehmen und ihm schließlich echte, tiefe Freundschaft anbieten kann. Spiritualität der Gemeinschaft ist auch die Fähigkeit, vor allem das Positive im Anderen zu sehen, um es als Gottesgeschenk anzunehmen und zu schätzen; nicht nur ein Geschenk für den anderen, der es direkt empfangen hat, sondern auch ein Geschenk für mich. Spiritualität der Gemeinschaft heißt schließlich, dem Bruder Platz machen können, indem einer des anderen Last trägt (Gal 6,2) und den egoistischen Versuchungen widersteht, die uns dauernd bedrohen und Rivalität, Karrierismus, Misstrauen und Eifersüchteleien erzeugen. Machen wir uns keine Illusionen: Ohne diesen geistlichen Weg würden die äußeren Mittel der Gemeinschaft recht wenig nützen. Sie würden zu seelenlosen Apparaten werden, eher Masken der Gemeinschaft als Möglichkeiten, dass diese sich ausdrücken und wachsen kann.“
(27)

Wir dürfen die Kirche und unsere konkreten Ordensgemeinschaften im Licht des Evangeliums deuten. Christliche Armut lebt aus der Hoffnung auf die eschatologische Vollendung. Diese Hoffnung hat sich in einer Situation des Umbruchs, der Unsicherheit und der Unübersichtlichkeit zu bewähren. Eine solche Unübersichtlichkeit besteht derzeit z.B. in der Frage, wie die Kirche mit ihrer Botschaft und mit ihrem Auftrag in der Gesellschaft präsent sein kann. Die Armut als Gestalt der Hoffnung lässt sich nicht in die falsche Alternative zwischen zynischer Resignation und integralistischer Machtpolitik treiben. Die Kirche verkündet das Pascha-Mysterium, sie hat ihre Wurzeln in Tod und Auferstehung Jesu. Tod und Auferstehung gehen durch die eigene Glaubensbiographie und durch die geschichtliche Gestalt von Kirche hindurch.

Besteht nicht bei fundamentalistischen oder bürokratischen Sicherungsversuchen in der Kirche eine panische Angst vor der Armut und vor dem Loslassen am Werk, eine Angst, die nicht aus der Wahrnehmung des Karfreitags und auch nicht aus dem Glauben an Ostern kommt? An welchem Ort des Ostergeheimnisses befindet sich gegenwärtig die Kirche? Die traditionelle Stellung der Kirche in der bürgerlichen Gesellschaft scheint sich aufzulösen. Bisher vertraute Formen von Kirchlichkeit bröckeln ab. Wie ist das Schrumpfen der Kirche zu deuten? Befindet sie sich an einem Karsamstag, an dem das konkrete Profil der neuen Gestalt noch nicht sichtbar ist? Die Auferstehung ist jedenfalls nicht machbar. Sie geschieht auch nicht am Karfreitag vorbei. Wenn es die Einübung in Armut, ins Sterben, in den Abschied und in die Gelassenheit nicht gibt, dann macht sich eine depressive Grundstimmung in der Kirche breit.

12. Zeit der Nachfolge

Oder: Beziehung zu Jesus Christus

Paulus schreibt im 2. Brief an die Korinther: „Unser Empfehlungsschreiben seid ihr; es ist eingeschrieben in unser Herz und alle Menschen können es lesen und verstehen. Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes.“ (2 Kor 3,2-3) „In jeder Periode der Geschichte hat Gott einer Reihe von Menschen den Auftrag erteilt, das Evangelium nach dem Urtext vorzuleben, in ihrer Person mit Leib und Blut sozusagen eine Originalausgabe darzustellen.“ (Madeleine Delbrel) Das Verständnis von Christentum und Glaube hat sich nicht selten in eine abstrakte Allgemeinheit verflüchtigt. (28) Ein abstrakter Glaube oder eine kritische Negation allein erreichen weder Jesus Christus noch das konkrete Leben. Wo der Glaube auf ein Postulat der Moral, auf ein Prinzip der Individuation oder auch auf das Politische reduziert wird, wird er leer. „Auf die Frage, woran und wodurch sich christliche Identität bildet, antwortet das Neue Testament: durch das Wagnis der Nachfolge im Vorgriff auf den endgültigen Anbruch der Gottesherrschaft.“ (29) Die ganze Kirche steht unter dem Imperativ der Nachfolge, aus der heraus ihre Identität erwächst. Selige und Heilige stehen zur Großkirche und zur Gesellschaft in einer lebendigen Spannung. In ihnen geht es um die lebendige, gefährliche, innovatorische, schöpferische, prophetische, kritische, korrigierende, schockierende und praktisch gelebte Erinnerung, dass Christsein und Nachfolge zusammen gehören. (30) Nachfolge hat Zeichencharakter.

In der gegenwärtigen Gesellschaft und Kirche gibt es seit einigen Jahren so etwas wie eine schleichende „Entchristologisierung“ des allgemeinen Glaubensbewusstseins innerhalb der kirchlichen Frömmigkeit. Von Jesus Christus her ist der Zeuge die der Offenbarung angemessene Vermittlungsgestalt. Zeugen erinnern an Jesus. Dabei entspringt das Zeugnis nicht primär einem asketischen Programm. Zeugen sind von Jesus Christus Angesehene:

„Und weil das Auge dort ist, wo die Liebe weilt, erfahre ich, dass Du mich liebst. ... Dein Sehen, Herr, ist Lieben, und wie Dein Blick mich aufmerksam betrachtet, dass er sich nie abwendet, so auch Deine Liebe. ... Soweit Du mit mir bist, soweit bin ich. Und da Dein Sehen Dein Sein ist, bin ich also, weil Du mich anblickst. ... Indem Du mich ansiehst, lässt Du, der verborgene Gott, dich von mir erblicken. ... Und nichts anderes ist Dein Sehen als Lebendigmachen. ... Dein Sehen bedeutet Wirken.“ (32)

Zeugnis wurzelt im Ansehen Gottes. Zeugen haben von Gott her ein Ansehen und können so dem Evangelium ein Gesicht geben.

Grundoption des Papstes ist die Freude am Evangelium aus einer persönlichen Beziehung zu Jesus Christus, Mitte seines missionarischen Programms ist die ständige Erneuerung unserer Beziehung zu Jesus Christus. „Ich lade jenen Christen ein, gleich an welchem Ort und in welcher Lage er sich befindet, noch heute seine persönliche Begegnung mit Jesus Christus zu erneuern oder zumindest den Entschluss zu fassen, sich von ihm finden zu lassen, ihn jeden Tag ohne Unterlass zu suchen.“ (EG 3) Evangelii gaudium ist eine Ermutigung, Jesus auch ganz naiv zu lieben (vgl. EG 264) und dem ganzen Leben Jesu (vgl. 265) auf der Spur zu bleiben.

13. Missionarische Existenz:

Oder: Offene Türen und Hinausgehen

„Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt.“ (Lk 4,16). Mission ist ein Grundvollzug der Kirche: „Ein Grundwort kirchlichen Lebens kehrt zurück: Mission. Lange Zeit verdrängt, vielleicht sogar verdächtigt, oftmals verschwiegen, gewinnt es neu an Bedeutung“ (Kardinal Karl Lehmann). Wie weit ist die tiefgreifende Veränderung gerade hinsichtlich der „Weitergabe des Glaubens“ an kommende Generationen oder generell an Nichtchristen schon ins allgemeine Bewusstsein der Gläubigen gedrungen? Kinder, Jugendliche und Erwachsene wachsen nicht mehr in ein von Eltern, Großeltern und dem ganzen Milieu selbstverständlich übernommenes christliches Erbe hinein.

Papst Franziskus wird nicht müde, das Profil einer missionarischen Kirche zu zeichnen und zu leben: Die Kirche müsse sich an die Grenzen menschlicher Existenz vorwagen. „Evangelisierung setzt apostolischen Eifer“ und „kühne Redefreiheit voraus, damit sie aus sich selbst herausgeht“, „nicht nur an die geographischen Ränder, sondern an die Grenzen menschlicher Existenz: des Martyriums der Sünde, des Schmerzes, der Ungerechtigkeit, der Ignoranz, der fehlenden religiösen Praxis, des Denkens und jeglichen Elends“. Eine egozentrische Kirche „beansprucht Jesus für ihr Eigenleben und lässt ihn nicht nach außen treten“. So eine Kirche glaubt, dass sie schon das eigentliche Licht sei, höre auf, „das Geheimnis des Lichts“ zu sein und lebe nur noch, „um die einen oder anderen zu beweihräuchern“. (38)

Franziskus will Mut zum Risiko und zum Experiment auslösen. Wagnisse, die Neues versuchen, können durchaus auch schief gehen. Fehlerfreundlichkeit ist besser als Mutlosigkeit. „Mir ist eine ‚verbeulte‘ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist. Ich will keine Kirche, die darum besorgt ist, der Mittelpunkt zu sein, und schließlich in einer Anhäufung von fixen Ideen und Streitigkeiten verstrickt ist.“ (EG 49) Deshalb plädiert er für eine Kirche der offenen Türen, so dass alle irgendwie am kirchlichen Leben teilnehmen können. „Die Eucharistie ist, obwohl sie die Fülle des sakramentalen Lebens darstellt, nicht eine Belohnung für die Vollkommenen, sondern ein großzügiges Heilmittel und eine Nahrung für die Schwachen. Diese Überzeugungen haben auch pastorale Konsequenzen, und wir sind berufen, sie mit Besonnenheit und Wagemut in Betracht zu ziehen. Häufig verhalten wir uns wie Kontrolleure der Gnade und nicht wie ihre Förderer. Doch die Kirche ist keine Zollstation, sie ist das Vaterhaus, wo Platz ist für jeden mit seinem mühevollen Leben.“ (34)

14. Breite und Dichte

Oder: Anknüpfungspunkte für das Evangelium

Die französischen Bischöfe sprechen in einem Brief nach einer Formulierung von Madeleine Delbrel von einer „Mission mit Breitenwirkung“ und „Mission der Dichte“. Die „Mission mit Breitenwirkung“ zielt darauf, dass der christliche Glaube und das darin verwurzelte christliche Ethos in vielfältiger und gestufter Weise in unserer Kultur präsent bleibt; sicher nicht so prägend wie in den vergangenen Epochen, in denen Verkündigung unter ganz anderen kulturellen Voraussetzungen geschah. Bei einer „Mission mit Breitenwirkung“ geht es zunächst nur darum, dass die Stimme des christlichen Glaubens um des Wohles und der Würde der konkreten Menschen willen, gerade der Schwächeren und der Opfer bestimmter gesellschaftlicher Entwicklungen, in ihrer humanisierenden, d.h. vermenschlichenden Kraft so wirksam wie möglich wahrgenommen wird. Die humanisierende Bedeutung einer solchen wechselseitigen Achtung zwischen Kirche und Kultur erleben wir im Augenblick deutlich in vielen zentralen Fragen der Ethik.

„Mission der Breite“ kann auch heißen, dass wir als Kirche unsere geprägten Räume und Zeiten, besonders das Kirchenjahr und den Sonntag, öffentlich im Bewusstsein halten. Die Kirche kennt Bräuche verschiedenster Art und sie lebt davon: von Sonntagen und Werktagen, von Weihnachten und Ostern, von Heiligenfesten und Namenstagen, von Zug der Sternsinger und von den Lichtern am Adventkranz, von Taufe, Hochzeit, Beerdigung und dem Sakrament der Versöhnung. Die Feier der Eucharistie ist in besonderer Weise durchwirkt von Gesten, Bräuchen und heiligen Riten: die Bereitung von Brot und Wein, Lichter und Lieder, Kreuzzeichen und Segensgestus, Stehen und Knien, liturgische Gewänder und Lesungen aus der Heiligen Schrift.

Vielleicht könnte man eine Grundaufgabe von Kirche und ihrer Pastoral heute mit dem Stichwort kennzeichnen: „Anknüpfungsmöglichkeiten für das Evangelium erkunden.“ (35) Das wird in den verschiedenen Regionen Mitteleuropas sehr unterschiedlich sein. Auch die Städte sind nicht so religionslos wie manche meinen. Spurenelemente des Christentums sind durchaus gegeben: Feiertagskultur, mancherlei Brauchtum, Interesse an Geschichte bzw. auch persönliche Erfahrungen, an die man anknüpfen kann: die Tatsache der eigenen Taufe, bruchstückhaftes Wissen um Religion, die Begegnung mit Fremdreigionen.

Wenn der Glaube nur Brauch oder äußere Gewohnheit bleibt, dann würde er bald oberflächlich, leer und somit unglaubwürdig. So brauchen wir neben der „Mission mit Breitenwirkung“ ebenso eine „Mission der Dichte“, d.h. der Intensität und der Tiefe. Diese Form von Glaubensverkündigung und Glaubensleben wird in dem seit einigen Jahren wachsenden „Netzwerk“ oder Gefüge verschiedenster „Glaubensmilieus“ gepflegt. Die deutschen Bischöfe sprechen in einem Rundschreiben von „Biotopen des Glaubens“ (36). Gemeint sind solche Gruppen, Gemeinschaften, geistliche Bewegungen, Initiativen (z.B. „Exerzitien im Alltag“ oder Wallfahrten), Gesprächskreise, geistliche Zentren u.ä., die innerhalb oder zumindest in Verbindung mit unseren normalen Pfarreien und Verbänden versuchen, den Glauben ausdrücklich zum Thema zu machen, und das nicht nur intellektuell, sondern primär existenziell, ihn also mit der eigenen Lebensgeschichte zu vermitteln, sich ihn persönlich und gemeinsam in seiner ganzen Gestalt anzueignen, in ihm miteinander und aneinander zu wachsen, sich darüber auszutauschen, ihn auch ausdrücklich an andere weiterzuvermitteln – durch das Zeugnis des Glaubens und des Wortes.

Über den Glauben Auskunft zu geben heißt: das weiterzugeben, was wir selber empfangen haben und immer wieder neu von Gott her empfangen. In unserer Zeit ist die Gotteswirklichkeit so abgedunkelt, dass manche nur sehr schwer Gott wahrnehmen können. So haben wir als Christen an das Danken zu erinnern und den Dank an Gott zu vervielfältigen.

Auskunft im Glauben zu geben heißt: die Menschen mit Gott in Berührung zu bringen.

15. Gottessuche

Oder: Die Nicht-Selbstverständlichkeiten des Glaubens

Wer ist der, den wir den einzigen lebendigen Gott nennen? Madeleine Delbrel hat dies in einem säkularen, kommunistischen Umfeld formuliert. Sie war übrigens der Überzeugung, dass kaum etwas dem Glauben und dem Christwerden dienlicher ist als eine atheistische Umwelt:

„Aber wir verkünden keine gute Nachricht mehr, weil das Evangelium keine Neuigkeit mehr für uns ist. Wir sind daran gewöhnt. Der lebendige Gott ist kein ungeheueres, umwerfendes Glück mehr, er ist bloß ein gesolltes, die Grundierung unseres Daseins... Wir (wir Christen, wir

Kirchenleute) verteidigen Gott wie unser Eigentum, wir verkünden ihn nicht mehr wie das Leben allen Lebens. Wir sind keine Erklärer der ewigen Neuigkeit Gottes, sondern nur noch Polemiker, die einen kirchlichen Besitzstand verteidigen.“

Das Evangelium neu entdecken: Habe ich Gründe, ein Christ, eine Christin sein zu wollen und – was ich noch spannender finde – habe ich Gründe, ein Christ, eine Christin *bleiben* zu wollen und welches sind diese Gründe? Warum konvertiere ich nicht zum Buddhismus oder zum Judentum oder zum Islam oder in irgendeine Gestalt des neoreligiösen, religionsfreundlichen Atheismus, wie er postmodern auf dem Markt der Sinnangebote in unterschiedlichen Mischungen zugänglich ist? Warum denn Christ/in sein, warum sich denn gerade daran orientieren?

Meine Antwort: Weil das Evangelium ein Schatz ist, für den es auf der ganzen weiten Erde absolut keine bessere Alternative gibt! Daraus resultiert das Selbstbewusstsein der Christen und Christinnen! Das äußert sich nicht durch elitäre inflationäre Aufgeblasenheit, sondern in einer Praxis der Solidarität, der Toleranz, der konfliktfähigen Nächstenliebe, ja Feindesliebe, in der verrückten Geduld, an das Gute in jedem Menschen zu glauben. Gerade die gegenwärtige Krisenstunde ist so gesehen als Wachstumsgeschichte zu begreifen, in der wir bewusster, entschiedener und dann ausstrahlungsfähiger das bezeugen, was nur die haben dürfen, die sich Christ/innen nennen – nämlich den wahrsinnigen, den unglaublichen Glauben, dass das wahr sein könnte mit Jesus von Nazaret und dass dieses Bekenntnis der Auferweckung des Gekreuzigten tatsächlich der Schlüssel zur Wirklichkeit ist. Und dass deshalb auch eine Sterbestunde und gerade diese Sterbestunden der Kirche, die durch uns hindurchgehen, in Wahrheit die Kehrseite von Geburtsszenarien sind, in denen ein erwachsenes, weltbejahendes, gottverliebtes, weltveränderndes Christentum entsteht.

„Die Schönheit der Welt ist Christi zärtliches Lächeln für uns durch den Stoff hindurch. Es ist wirklich gegenwärtig in der Schöpfung des Alls. Die Liebe zu dieser Schönheit entspringt dem in unserer Seele niedergestiegenen Gott und geht auf den im Weltall gegenwärtigen Gott. Auch sie ist etwas wie ein Sakrament.“ (Simone Weil)

Papst Franziskus spricht von einer Kirche, die dem Geheimnis Gottes Raum gibt; eine Kirche, die dieses Geheimnis in sich selbst beherbergt, so dass es die Leute entzücken und anziehen kann. Allein die Schönheit Gottes kann eine Anziehungskraft ausüben. „Wenn wir, wie Augustinus sagt, nur das lieben, was schön ist, dann ist der Mensch gewordene Sohn, die Offenbarung der unendlichen Schönheit, in höchstem Maß liebenswert und zieht uns mit Banden der Liebe an sich. Dann wird es notwendig, dass die Bildung in der *via pulchritudinis* sich in die Weitergabe des Glaubens einfügt.“ (37)

Das Ergebnis der pastoralen Arbeit stützt sich nicht auf den Reichtum der Mittel, sondern auf die Kreativität der Liebe. Sicher sind Zähigkeit, Mühe, Arbeit, Planung, Organisation nützlich, allem voran aber muss man wissen, dass die Kraft der Kirche nicht in ihr selbst liegt, sondern

sich im Geheimnis Gottes verbirgt. Bei unseren Aufbrüchen soll das Gepäck nicht zu schwer sein. Ist der Rucksack voll mit Bürokratie, mit Rechthaberei, mit Sicherheitsdenken oder mit materiellen Ansprüchen, würde sich bald Müdigkeit und Erschöpfung einschleichen. Papst Franziskus spricht von einer "Grammatik der Einfachheit", ohne die sich die Kirche der Bedingungen beraubt, die es ermöglichen, Gott in den tiefen Wassern seines Mysteriums zu „fischen“.

Es braucht in einer sich ins Subjektive und Beliebige weiter verlierenden Moderne eine Spiritualität, die dem einzelnen Christen Stehvermögen verleiht und ihm hilft, sich anderen Positionen gegenüber als dialogfähig zu erweisen. Die alte Selbstverständlichkeit gewinnt wieder neue Evidenz: Nur die Beter werden als Christen bestehen. Eine Kirche, die im Gottesgeheimnis fest verwurzelt ist, bleibt auch heute für die Menschen interessant.

16. Haus der Sprache

Oder: Sprache prägt Wirklichkeit

Im Brief über den Humanismus schreibt Martin Heidegger an zentraler Stelle: „Die Sprache ist das Haus des Seins. In ihrer Behausung wohnt der Mensch“ (S. 53). Gegen Schluss des Briefes wird dieselbe Formulierung noch einmal mit Bedacht wiederholt: „Darum ist die Sprache zumal das Haus des Seins und die Behausung des Menschenwesens“ (S. 115). (38) Sprache ist untrennbar mit der menschlichen Existenz verbunden und dennoch keine Konstante, sondern stets in Entwicklung. Wir müssen Sprache lernen und sie prägt unseren Zugang zur Welt. Der Mensch wohnt sozusagen in diesem Haus der Sprache. Er ist Teilnehmer an der Sprache und benötigt sie, um mit der Welt in Kontakt zu treten. Die Bedeutung der Sprache als Tür zur Welt lässt ihre gesellschaftliche Relevanz steigen. Einiges deutet darauf hin, dass die Klagen über den Sprachverlust auch dadurch bedingt sind, dass heute sprachlichen Fähigkeiten ein höherer Stellenwert eingeräumt wird als noch vor wenigen Jahrzehnten. „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“ (39)

Die Verkündigung der christlichen Botschaft muss sich heute dem weit verbreiteten Phänomen einer religiösen Indifferenz stellen. Es ist, als ob hierzulande viele Zeitgenossen einen religiösen „Sprachverlust“ erlitten haben. Sie sind nicht mehr in der Lage, menschliche Grunderfahrungen in religiösen Worten oder Zeichen auszudrücken. Christlich-kirchliche Vokabeln sind für sie wie „Chinesisch“. (40) Wir leben in einer durch und durch von Wortinflation geprägten Gesellschaft. Von Worten, Wörtern und Gerede sind die Medien voll, unnützes Geschwafel und oberflächlicher Austausch markieren nicht selten das menschliche Zusammensein, marktschreierische Angebote und lautstarke Argumente bestimmen das Leben. Wie soll inmitten dieser Logorrhoe (41) Gottes Wort überhaupt den Menschen erreichen und von ihm angenommen werden können?

Wo liegen die Gründe für die religiöse Sprachlosigkeit vieler Zeitgenossen? Da ist zum einen die atheistische Prägung der vergangenen Großideologien zu nennen, die Religion als falsches Denken, als Opium für das Volk oder auch als Ressentiment der Zu-Kurz-Gekommenen diskreditierten. Da wäre zum anderen auch manches an den schrecklichen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts zu nennen, die Gräueltaten der Kriege und die ungeheueren Verbrechen, die den Glauben an einen guten und menschenfreundlichen Gott bis in die Wurzel erschütterten – und bis heute fragwürdig machen. Ein weiterer grundlegender Einwand gegenüber einer sich religiös verstehenden Existenz durchzieht das Denken und Empfinden der Moderne: Es ist der Verdacht, mit einem religiösen Glauben verliere der Mensch seine Autonomie, seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Religion, und eben auch christliche Religion – so lautet der Vorwurf – sei ein Zustand der Fremdbestimmtheit, in der dem Menschen das Recht auf schöpferische Selbstverwirklichung und moralische Autonomie genommen würde. Das ist der geheime Stachel, der sogar viele nachdenkliche Menschen von Glauben an Gott und an das Evangelium abhält. – Darauf mag es manches zu antworten geben, etwa von der Anthropologie her, die weiß, dass wir grundsätzlich dialogische und nicht monologische Wesen sind; und von der Theologie her, die aufzeigen kann, dass Gottes Freiheit nicht als Konkurrenz, sondern als Ermöglichungsgrund der Freiheit des Menschen zu verstehen ist. Der Psalmist sagt: „In deinem Licht schauen wir das Licht!“ (Ps 36,10) Wer liest, denkt normalerweise nicht ans Auge.

Wir brauchen eine Vertiefung und „Verheutigung“ unserer Verkündigung. Das ist zunächst eine intellektuelle Herausforderung, in der sich angesichts heutiger Welt- und Lebenserfahrungen der Menschen Theologie und Bildungsarbeit unserer Kirche bewähren müssen, aber auch eine Herausforderung für die öffentliche Verkündigung, für die Katechese und den Religionsunterricht. Es gilt, angesichts gegenwärtiger Infragestellungen des Glaubens verantwortet „Gott denken“ zu können, sonst droht die Gefahr, dass wir uns ins Sektenhafte verabschieden.

Vermeehrt werden in Zukunft „Wege erwachsenen Glaubens“ notwendig, die Einzelne und kleine Gruppen in eine mündige, auskunftswillige und auskunftsfähige Form des Christseins einweisen, bis hin zu einer Einübung dieses Christseins im modernen Lebensalltag mit all seinen Fragen und Paradoxien. Die Pfarrgemeinden werden dabei ein wichtiger „Glaubensort“ bleiben, aber für zunehmend viele Menschen eben nicht der einzige. Wo sind solche Lebensorte des Menschen heute, die für ihn zu persönlichen und gemeinschaftlichen Glaubensorten werden könnten?

Die Glaubwürdigkeit des Christentums ist aber gegenwärtig nicht so sehr eine Frage rationaler Argumente. Pater Alfred Delp SJ, Mitglied des Kreisauer Kreises, wurde am 28. Juli 1944 verhaftet und am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee gehängt. Über die Kirche und ihren Zustand, ihre Müdigkeit und ihre Entfremdung von den Menschen schreibt er:

„Auch der andere Weg der fordernden Kirche im Namen des fordernden Gottes ist kein Weg mehr zu diesem Geschlecht und zu den kommenden Zeiten. Zwischen den klaren Schlüssen

unserer Fundamentaltheologie und den vernehmenden Herzen der Menschen liegt der große Berg des Überdrusses, den das Erlebnis unserer selbst aufgetürmt hat. Wir haben durch unsere Existenz den Menschen das Vertrauen zu uns genommen. ... Und gerade in den letzten Zeiten hat ein müde gewordener Mensch in der Kirche auch nur den müde gewordenen Menschen gefunden. Der dann noch die Unehrllichkeit beging, seine Müdigkeit hinter frommen Worten und Gebärden zu tarnen.“ (42)

Trifft zu, was Friedrich Wilhelm Graf 2010 für die religiöse Sprache und für den Kirchenjargon diagnostiziert hat?

„Ein wild vegabundierender Psychojargon, der Kult von Betroffenheit und Authentizität hat wohl nirgends sonst so großen Schaden angerichtet wie in den Kirchen. Hier sind argumentativer Streit, intellektuelle Redlichkeit und theologischer Ernst weithin durch Gefühlsgeschwätz, antibürgerliche Distanzlosigkeit und moralisierenden Dauerappell abgelöst worden. Wem nichts mehr einfällt, dem bleibt das Moralisieren, und darin sind die Kircheneliten besonders stark. Man denkt über schwierige, unübersichtliche Verhältnisse nicht nach, sondern setzt „ein Zeichen“, in der Attitüde prophetischer Besserwisserei. ... Besonders beliebt sind trinitarische Hohlformen, etwa die Bekundung von „Zorn, Wut und Trauer“, oder eine appellative Sollenssprache, die dem Zuhörer gleich die Gesamthaftung fürs große Elend in der Dritten Welt aufbürdet. Der Kanzelprophet ist meist aber „nur ein aufgeregter Kleinbürger in biblischer Verkleidung“ (Johann Heinrich Claussen), der die bittere Armut jenseits der Meere dafür instrumentalisiert, die eigene theologische Gedankenlosigkeit zu kaschieren. Die moralische Reduktion religiöser Komplexität, das Ablenden elementarer Lebenswidersprüche zugunsten moralisch eindeutiger Scheidung der Guten von den Bösen erlaubt es nicht, mit eigenen Ambivalenzen und Fehlern konstruktiv umzugehen. Sie verhindert realistische Selbstwahrnehmung und leistet nur dem ruinösen Verschleiß der Glaubenssprache für alle möglichen banalen Tageszwecke Vorschub.“ (43)

Es zeigen sich zwei Extreme: Das eine ist der fundamentalistische Zugriff nach der endgültigen Eindeutigkeit des Textes. Dieser Zugriff übergeht die Dunkelheit und Rätselhaftigkeit, die in 1 Kor 13,12 angesprochen wird: „Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse.“ Das andere Extrem besteht darin, dass sich das gegenwärtige Wort in einen unendlichen Prozess der Vermittlung auflöst. Es gibt dann kein Jetzt des Verstehens, des Angesprochen- und Ergriffenwerdens mehr. Das Wort der Liturgie und die Sprachstile müssen Widerstand leisten gegen den Sog der ungeheuerlich inflationären Sprachproduktion. Liturgie ist nicht einfach ein Geräusch, ein Palaver. Der Augenblick, in dem z.B. Jes 11 oder Lk 4,16-21 gelesen wird, ist selbst schon die heilige Zeit des Wortes, das Ereignis von Gegenwart.

Defizitär wäre eine Kirchensprache, in der die Tendenz der Formen, des Disziplinären und des Institutionellen den Vorrang hat. Derzeit ist Langeweile und Schlawfrheit zu spüren, müdes Rinnen im Sprachfluss. „Die Wahrheit des Christentums gleicht dem Manna, das sich nicht aufspeichern lässt: Es ist heute frisch, morgen faul. Eine Wahrheit, die nur noch tradiert wird,

ohne von Grund auf neu gedacht zu werden, hat ihre Lebenskraft eingebüßt. Das Gefäß verstaubt, verrostet, zerbröckelt.“ (Hans Urs von Balthasar)

Die Sprache des Evangeliums erfährt eine vielfache Neutralisierung: durch eine große Gleichgültigkeit (es reicht, wenn es da ist); durch eine bloß doktrinaire und institutionelle Sicherung des Glaubensbestandes (in den Medien erscheint diese Sprache der Kirche). Aber das Wort Gottes ist „kraftvoll und schärfer als jedes zweischneidige Schwert“ (Hebr 3,12). Die Sprache darf diese Dramatik nicht auflösen. In den letzten Jahrzehnten wurden Themen wie Konflikt und Spannung durch eine Therapeutisierung ausgeschieden. Die Verkündigung der ewig gleichbleibenden Liebe zur Welt führte zu einer harmonischen Langeweile und Irrealität. – Der Gott, der mit Feuer antwortet, ist der wahre Gott (1 Kor 18,24).

Das Wort, mit dessen Vollmacht die Kirche in ihrem Zeugnis zu sprechen hat, ist unüberholbar das Du-Wort Gottes. „Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens“ (Joh 6,68). Es ist ein Ereignis der Sprache im Brennpunkt des Personalen: Ruf und Namengebung, Anrede, Zuruf, heimliches Reden des Geistes im Herzen des Menschen, die gegenwärtige Einwohnung im Wort. Personales Wort, d.h. es gibt keinen Ausweg in die Neutralität einer Es-, Sach- oder Seinssprache. Zeugnisse dafür geben die Heiligen als authentische Interpreten des Wortes Gottes.

Ein Dröhnen: es ist
die Wahrheit selbst
unter die Menschen
getreten,
mitten ins
Metapherngestöber (44)

Anmerkungen:

(1) Michel de Certeau: *La fable mystique I, XVIe-XVIIe siècle*, Paris 1982, 42f. Vgl. dazu auch Christian Duquoc, *Théologie en exil. Le défi de sa survie dans la cultura contemporaine*, Paris 2002.

(2) *Schriften des Urchristentums Bd. 2*, hg. von Klaus Wengst, Darmstadt 1984, 319-321.

(3) Karl Rahner, *Theologische Deutung der Position des Christen in der heutigen Welt* (1954), in: *Sendung und Gnade. Beiträge zur Pastoraltheologie*, Innsbruck-Wien 1988, 13-47.

(4) ebd.

(5) ebd.

(6) Benedikt XVI. *Caritas in Veritate* Nr. 51.

(7) Papst Franziskus, *Eröffnungsrede beim interreligiösen Kolloquium zum Thema „Die Komplementarität vom Mann und Frau“* von 17. – 19. 11 2014 im Vatikan.

(8) Johannes Paul II., *Enzyklika Centesimus annus zum hundertsten Jahrestag von Rerum Novarum*, Rom 2001.

- (9) Johannes XXIII., *Pacem in terris*, Freiburg/Basel/Wien 1963.
- (10) Leo XIII., Enzyklika *Rerum Novarum* über die Arbeiterfrage, Text in: Bundesverband der KAB (Hg.), *Texte zur katholischen Soziallehre – Die sozialen Rundschreiben der Päpste und andere kirchliche Dokumente*, Bornheim 1992.
- (11) Papst Benedikt XVI., Enzyklika *Caritas in Veritate*. Über die ganzheitliche Entwicklung des Menschen in der Liebe und in der Wahrheit, Rom 2009.
- (12) Päpstlicher Rat für Gerechtigkeit und Frieden, *Kompendium der Soziallehre der Kirche*, Vatikan/Freiburg i.B. 2006.
- (13) Johannes Pal II., *Sollicitudo rei socialis*. Zwanzig Jahre nach der Enzyklika *Populorum Progressio*, Rom 1987; vgl. Franz Bormann, *Soziale Gerechtigkeit zwischen Fairness und Partizipation. John Rawls und die Katholische Soziallehre*. Fribourg/Ch 2006, bes. 182-201.
- (14) Paul VI., Apostolisches Schreiben „*Evangelii nuntiandi*“ (8. 12. 1975) Art. 19f
- (15) „Wir aber nehmen alles Denken gefangen, sodass es Christus gehorcht.“ (2 Kor 10,5)
- (16) Václav Havel, *Moral in Zeiten der Globalisierung*, Reinbeck bei Hamburg 1998.
- (17) Jürgen Habermas, *Ein Bewusstsein von dem, was fehlt. Über Glauben und Wissen und den Defaitismus der modernen Vernunft*, in: *NZZ* 10.02.2007.
- (18) Daniele Hervieu-Leger, *Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung (Religion in der Gesellschaft 17)*, Würzburg 2004, 58. Vgl. Christian Hennecke, *Kirche, die über den Jordan geht. Expeditionen ins Land der Verheißung*, Münster 2. Aufl. 2008, 56.
- (19) Rainer Maria Rilke, *Von der Pilgerschaft* Bd. I/1, 95, *Werke in sechs Bänden*, Frankfurt 1980.
- (20) Vgl. dazu: *Herders Theologische Kommentare zum Zweiten Vatikanischen Konzil*, hg. von Peter Hünermann und Bernd Jochen Hilberath, Bd. 1-5. Freiburg – Basel – Wien 2004 – 2006.
- (21) Paul VI., *Ansprache in der Öffentlichen Sitzung des Zweiten Vatikanischen Konzils (7.12.1965)*, in: *Die Dokumente des II. Vatikanischen Konzils: Theologische Zusammenschau und Perspektiven*, in: *Herders Theologischer Kommentar zu II. Vatikanischen Konzil*, hg. von Peter Hünermann und Bernd Jochen Hilberath, Freiburg i.B. 2006, Bd. 5, 565-571, hier 568f.
- (22) Maurice Blondel, *Die Aktion. Versuch einer Kritik des Lebens und einer Wissenschaft der Praktik*, Freiburg/München 1965, 405f.
- (23) Dorothee Sölle, *Das Fenster der Verwundbarkeit. Theologisch-politische Texte*, Stuttgart 1987, 7-9.
- (24) Johann Baptist Metz, *Mit der Autorität der Leidenden. Compassion – Vorschlag zu einem Weltprogramm des Christseins*, in: *Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung*, Weihnachten 1997.
- (25) Hilde Domin, *Aber die Hoffnung. Autobiographisches aus und über Deutschland*, München 1982, 204f.
- (26) Diese Summarien sind in den Ordensregeln aufgegriffen, z.B. *Regeln des heiligen Basilus*, in: Hans Urs von Balthasar, *Die großen Ordensregel, Einsiedeln* 1974, 81 (Gr. R Nr. 7); 87 (Kl. R 85); Augustinus, *Regel Kap. 1-2*, in: *Die großen Ordensregeln 161f.; Regula Benedicti. Die Benedictusregel. Lateinisch/Deutsch*, hg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz, Beuron 4. Aufl. 2005, 33,6; 34,1; 55,20.
- (27) Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben „*Novo millennio ineunte*“, Rom 2001, Nr. 43.

- (28) „Ein junger Mann wollte Obst, und er verschmähte deshalb Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Quitten. Er wollte nicht Äpfel, sondern Obst, und nicht Pflaumen, sondern Obst, und nicht Kirschen, sondern Obst, und nicht Quitten, sondern Obst. Er wähle den einzigen Weg, der mit Sicherheit erfolgreich war, gerade das nicht zu bekommen, was er wollte: nämlich Obst; denn Obst ist – jedenfalls für uns Menschen – nur in Gestalt von Äpfeln oder Birnen oder Pflaumen oder Kirschen oder Quitten zu haben.“ (Georg W. Friedrich Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften § 13)
- (29) Johann B. Metz, Identitätsbildung aus Nachfolge, in: Rolf Zerfaß (Hg.), Mit der Gemeinde predigen, Gütersloh 1982, 13-21, hier 13.
- (30) Johann B. Metz, Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolger, Freiburg i.B. 1977, 10.38.
- (31) Vgl. dazu: Hermann J. Pottmeyer, Zeichen und Kriterien der Glaubwürdigkeit des Christentums, in: HFTh 4, 373-414, bes. 400-406.
- (32) Nikolaus von Kues, De visione Dei/Die Gottesschau, in: Philosophisch-Theologische Schriften, hg. und eingef. von Leo Gabriel. Übersetzt von Dietlind und Wilhelm Dupré, Wien 1967, Bd. III, 105-111.
- (33) Manuscrito entregado por el Cardenal Bergoglio al Cardenal Ortega. Palabra Nueva; <http://blog.radiovaticano.de/die-kirche-die-sich-um-sich-selber-dreht-theologischer-narzismus/> (abgerufen am 28.03.2013)
- (34) Franziskus, Papst, Apostolisches Schreiben „Evangelii gaudium“ des Heiligen Vaters Papst Franziskus an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die Personen geweihten Lebens und an die christgläubigen Laien über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute: 24.11.2013; 1936 – Deutsche Bischofskonferenz 2013, 47.
- (35) Joachim Wanke, Vortrag anlässlich der Einweihung des katholischen Arbeitsstelle für Missionarische Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz in Erfurt. Ebenso: Die österreichischen Bischöfe, Verkündigung und neue Evangelisierung in der Welt von heute, Wien 2012, Kapitel 9, 27-32.
- (36) Die deutschen Bischöfe, Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein, 26.11.2000.
- (37) Evangelii gaudium 167.
- (38) Der Text des Humanismusbriefs findet sich in Band 9 (Wegmarken) der Heidegger-Gesamtausgabe. Andere Ausgaben: Martin Heidegger, Über den Humanismus. Klostermann, Frankfurt am Mainz 2000.
- (39) Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. 5.6.
- (40) Vgl. Joachim Wanke, In der Verkündigung des Glaubens neue Wege gehen. Rede zur Eröffnung der neuen „Katholischen Arbeitsstelle für Missionarische Pastoral“, zitiert nach Kathpress-Infodienst Nr. 402, 21.01.2010, S. 8.
- (41) Vgl. Paul M. Zulehner, Wie Musik zur Trauer ist eine Rede zur falschen Zeit: wider den kirchlichen Wort-Durchfall, Ostfildern bei Stuttgart, Schwabenverl. 1998.
- (42) Alfred Delp, Das Schicksal der Kirchen (1944/45), in: Ges. Schriften IV, 318-323, hier 318f.
- (43) Friedrich Wilhelm Graf, Was wird aus den Kirchen? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.04.2010, 35-36.

(44) Paul Celan, Ein Dröhnen (1967), in: Werke 11, 89.

Aus:

*Walter Krieger, Balthasar Sieberer (Hg.), Christlich leben in der Welt von heute, Wagner Verlag
Linz 2015*